

gehen und mit der „gnädigen Frau Mama Kaffee trinken“.

Colonel Smith aber wurde an den Marterpfahl gebunden. Und vor dem Marterpfahl wurde ein Reisigfeuer entzündet, wie es sich gehörte, und wir tanzten heulend um den Pfahl, schwenkten Tomahawks und Skalpiermesser und knallten die Teschings in die Luft.

Als wir Colonel Smith losbanden und aus der Rauchwolke an die Sonne zogen, war er blau im Gesicht und keineswegs in der Lage, die Abbitte zu leisten, die wir ihm zugemutet. Wir schüttelten ihn tüchtig, trugen ihn auch noch, und das dauerte eine schwere Stunde, durch Wälder und Wiesen hinunter bis an die Zorn, wo er kräftig gewaschen wurde. Dann kam der Indianer mit der Kognakflasche, den ich zu meiner Mutter entsandt hatte.

Als Fitzgi heimging, war er über die Maßen lebendig, keiner von uns hatte ihn je so vergnügt gesehen.

Am nächsten Sonntag machte der Bankier Buttermann Besuch bei meinem Vater. Er trug das Briefmarkenalbum unter dem Arm. Gleich wurde ich in den Salon gerufen.

„Wo hast du das goldene Dollarstück?“ fragte mein Vater. Die steile Falte über der Nasenwurzel war dreigezackt, und das bedeutete Orkan. Ich kannte meinen Vater, wie nur Lausejungen von meinem Schlag ihre Väter kennen.

O! das Dollarstück war schnell zur Stelle, mit einer stummen Verbeugung überreichte ich es Herrn Bankier Buttermann, stammelnd suchte ich mich zu entschuldigen. „Du bleibst heute zu Hause,“ schnitt mir mein Vater das Wort ab, und Herr Buttermann warf mir einen schadenfrohen Blick zu.

Ich kannte meinen Vater. Als er nach Tisch geruht hatte und die Mutter zur Vesper gegangen war, brach der Sturm los. Der Sturm öffnete ruhig meine Zimmertür, stand einen Augenblick da, als überblickte er sein Feld — dann brach er los. Es war ein Orkan, ich hatte mich nicht getäuscht.

Bereits am nächsten Tag wurden die Regierungstruppen sowohl wie der Indianerstamm von Amts wegen aufgelöst, Fitzgi und ich jedoch blieben fortan unzertrennlich, obwohl die beiden Väter sich in energischen Versuchen überboten, die Söhne auseinanderzuhalten — vielleicht auch deshalb. „Verstehst du,“ hatte mir Fitzgi gesagt, „nie im Leben wäre mir ein verräterisches Wort über die Lippen gekommen, aber ich war ja betrunken — völlig betrunken. Da habe ich geplaudert. Weißt du, das soll auch bei Großen vorkommen!“

Er bereute nichts.

Gemeinsam wandten wir uns dem Fußballsport zu.

Nun, zwanzig Jahre später hatte ich im Sanatorium, wo, wie gesagt, fleißig analysiert wurde, und als ich gerade so auf der Lauer lag, um meinem Arzt einen flagranten Fehlspruch über das Funktionieren der Wolfsgruben und Selbstschüsse in meinem Seelenleben zu entreißen, zwanzig Jahre später hatte ich einen furchtbaren Traum, aus dem ich erst gar nicht erwachen konnte, denn als ich bereits Licht gemacht hatte und aufgestanden war, begann ich einen Abschiedsbrief an meine Frau zu schreiben, worin ich mitteilte: ob ich der Hauptschuldige am Tod meines Feindes Fitzgi sei, wisse ich nicht, alles in mir sträube sich gegen diese Annahme des Gerichts, auch hätte ich und auch sonst nie jemand mich für geldgierig gehalten, aber da nun einmal das Todesurteil in meinem Prozeß zweifellos feststehe, so zöge ich vor, mir selbst das Leben zu nehmen.

So weit war ich in meinem Brief gekommen, als ich endlich erwachte.

Bei der Morgenvisite erzählte ich Dr. L. meinen Traum. Ich war noch ganz demütig von der maßlosen Angst, die ich ausgestanden. Er konnte unmöglich glauben, daß ich mir da eine Geschichte für ihn zurechtgemacht hätte, mit allen Spuren einer schweren Niederlage saß ich vor dem morgenfrischen Doktor im Stuhl, meine Stimme